

Aus den Anfangszeiten des Heimeran-Verlags

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **4 (1961)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

AUS DEN ANFANGSZEITEN DES HEIMERAN-VERLAGS

Heimeran: da steigt vielleicht zuerst der Name «Tusculum» in uns herauf und der Gedanke an sehr schöne Doppelausgaben von Homer, Aischylos, Lukian, Tibull, Cicero und vielen andern, in griechisch-lateinischer und deutscher Sprache, eine der nobelsten Stätten lebendiger Pflege der Antike in Europa.

Heimeran: das bedeutet aber auch: geistige Luft eines höchst einfallsreichen Münchener Verlags, in dem sich die Liebe zu allem Unalltäglichen, Humorigen und Ausgefallenen verbindet mit der Liebe zu traumversponnenen häuslichen Bezirken; jene tritt in reizenden Hobbyistenbändchen über das Reisen auf dem Atlas (Hellmut von Cube), das Sammeln von Buchumschlägen (Ernst Tillmann), über Zauberkunst und Pferderennen zutage, während diese einen ganzen bunten Bücherflor über die Poesie in den vier heimischen Wänden hervorgerufen hat: vom Gratulations- bis zum feinschmeckerischen Kochbüchlein und sogar bis zu Karl von Frischs naturwissenschaftlichen Spinnen-, Fliegen- und Wanzenportraits («Zehn kleine Hausgenossen») und immer wieder, Heimisches und Fernstes sehnüchlig umfassend, Bücher der Musik, so jenes berühmt gewordene «Stillvergnügte Streichquartett» von Ernst Heimeran und Bruno Aulich.

Der Bücherfreund, namentlich der Kleinbibliophile, findet bei Heimeran die Tafel reich gedeckt. Ein verfeinertes Schwabing der tapfer-heiteren Menschlichkeit, der Poesie und Kunst tut sich vor ihm auf, wo man den kulturellen Wert des Kurzweiligen kennt, ohne je der Frage nach der menschlichen Relevanz zu vergessen.

Ernst Heimeran ist vor einigen Jahren, viel zu früh, gestorben. Aber die rund drei Jahrzehnte seiner liebenswerten musischen Verlegerarbeit haben seinen Verlag überdauernd geprägt, und die wohlbegründete Tradition blüht weiter unter der Führung seiner Gattin, die aus unserem Lande stammt. Wenn irgendeiner, so rechtfertigt Heimeran die Institution des kleinen, eigenwüchsigen, schöpferischen Verlags aufs schönste.

Wir geben nachfolgend dem Verleger, der auch ein feinsinniger Erzähler war, das Wort über sein Unternehmen, und wir freuen uns, auch von der Pflege des Bildes bei ihm einen Begriff geben zu können, indem wir unsern Lesern eine farbige Heimeran-Rose überreichen und auf den Seiten 116–118 drei Bilder wiedergeben aus einem an Trouvaillen im echten Heimeran-Stil reichen Werk – denn wer weiß, daß Hauff ein sehr geschickter Zeichner war, daß die Droste Opern komponierte, daß Raabe 600 Zeichnungen und Aquarelle hinterließ, daß es von Trakl ein Selbstbildnis von erschütternder Qual gibt? Auf über 150 Abbildungen werden solche Beispiele aus dem gesamten deutschen Sprachraum vorgeführt und fesselnd kommentiert in der 1960 bei Heimeran erschienenen, stark erweiterten Neufassung von Herbert Günthers Buch: «Künstlerische Doppelbegabungen».

Besucher, die meinen Verlag besichtigen wollen, setzen mich heute noch in Verlegenheit. Ich weiß wohl, was diese Besucher erwarten: Druckereianlagen, Buchbinderei, Papiermaschinen. Das alles gibt es bei mir



Ernst Penzoldt: Selbstkarikatur als Maler, Dichter und Bildhauer. Federzeichnung

nicht, und auch weltberühmte Verlage können nichts vorweisen als Schreibtische, Schränke, Registraturen, Regale, an Maschinen nur Schreib- und bestenfalls Rechenmaschinen, kurz Gegenstände, die man ebensogut oder noch besser in jedem Büroartikelgeschäft besichtigen könnte. Alles übrige ist sozusagen Geist; und Geist kann man nicht besichtigen.

Damals, in den frühen 1920er Jahren, bestand mein Verlag aus einem einzigen Zimmer, meiner Studentenbude, immerhin ohne Bett und mit Telefon, dafür mit einem zur Firmenrepräsentation ganz unmöglichen Wachtischstulentisch. Der mußte beim Herannahen von Vertretern schleunigst in das anstoßende Familieneßzimmer verschwinden, um dem Raum wenigstens etwa das Ansehen eines Empfangszimmers zu geben. Das Mädchen wurde instruiert,

und vor allem Freund Ernst Penzoldt spielte seine Rolle meisterhaft, indem er im Nebenzimmer bald auf der Maschine klapperte (er konnte nicht einmal maschineschreiben), bald im Empfangszimmer erschien, um unter Entschuldigungen für die Störung den dort verhandelnden Chef um eine eilige Unterschrift zu ersuchen, bald vom Nachbarhaus anrief, um mit dem leider schon wieder gestörten Chef Großabschlüsse zu tätigen. Die Vertreter konnten daraus entnehmen, es handle sich um einen durchaus kreditwürdigen Betrieb und räumten entsprechendes Ziel ein.

Zu meiner Entschuldigung darf ich anführen, daß an mir nie jemand einen Pfennig verloren hat als ich selbst. Daß ich den geeigneten Leser derartig hinter die Kulissen blicken lasse, geschieht in dem Bestreben, das Büchermachen nicht als allzu einfach und allzu billig erscheinen zu lassen. Gewiß, das Kapital spielt beim Büchermachen keineswegs die Hauptrolle, wenn ein Kapital gründlicher Erfahrung vorhanden ist. Eben dieses mußte ich mir erst mühsam erkaufen.

Wenn sich in jener Zeit die Geschäftsfreunde meines Vaters erkundigten, was ich denn eigentlich zu werden gedächte, und dann erfuhren: «vermutlich Verleger», so trösteten sie: «Nun, es wird schon wieder einmal besser werden.» Denn Verleger, das bedeutet in jenen Kreisen einen Hausierhandel mit Textilwaren, und auch als Flaschenbierhändler, als sogenannter Bierverleger, bin ich bisweilen betrachtet und bedauert worden.

Mit dem Büchermachen, insofern es ein Umgang ist mit Druck und Papier, kam ich, wie es mir schien, voran. Ich rang mit Fraktur- und Antiquaschriften, die gleich Äpfeln oder Tulpen Namen haben, Züchternamen wie Weiß, Koch, Unger, Bodoni, Didot und Garamond. Nicht genug, waren alle diese Schriften in Grade eingeteilt wie Soldaten, in Mannschafts- und Offiziersgrade, mit Auszeichnungen aller Art geschmückt, und es bedurfte geradezu strategischer Kenntnisse, um den Aufmarsch der Kolumnen im

voraus richtig zu berechnen und das Geschütz der Druckstöcke wirksam einzusetzen. Die einzige Schlacht, für die ich mich je begeisterte, ist die Letternschlacht.

Nicht nur die schwarze Kunst, auch die weiße des Papiers wollte nun ernstlicher studiert sein. Ich suchte in die Formeln von Format und Gewicht einzudringen, in die Geheimnisse von holzfrei und holzhaltig, beschwert und aufragend, Schmalbahn und Breitbahn. Denn so geduldig, wie es das Sprichwort macht, ist das Papier beileibe nicht. Es streckt sich, bäumt sich, staubt, bricht und benimmt sich äußerst widerpenstig, wo es den Anfänger merkt. Wir haben alle schon Bücher in die Hand bekommen, die sich wellen, als hätte man sie im Regen liegen lassen. Man hat sie aber keineswegs, es ist etwas Inwendiges. Sie sind in der falschen Laufrichtung gearbeitet. Da siehe du zu!...



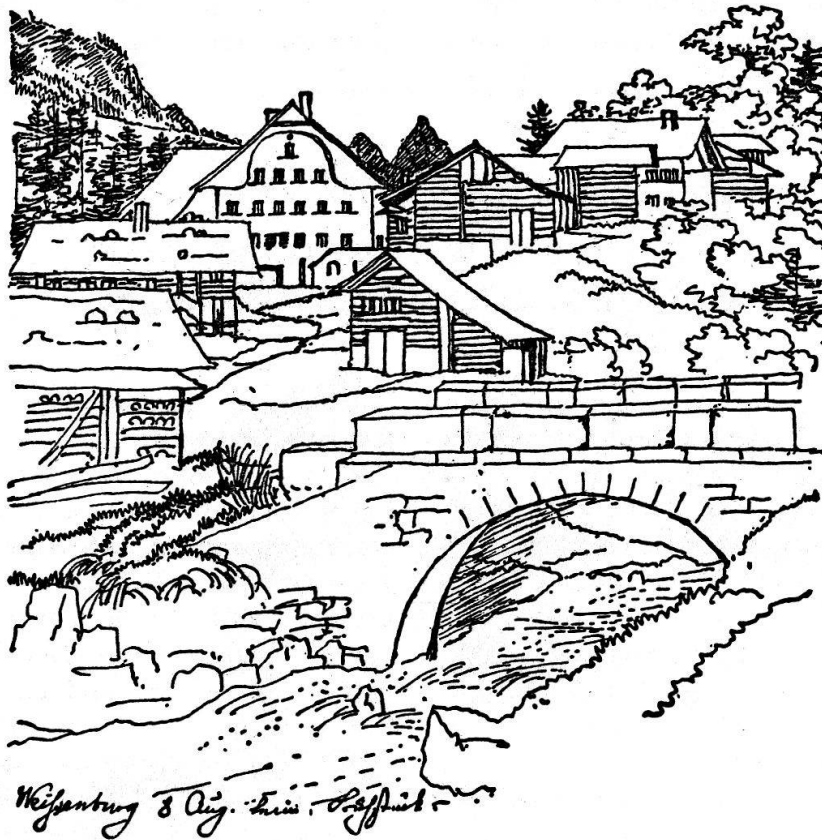
Ernst Penzoldt: Ernst Heimeran. Scherenschnitt

Ich verlegte anfangs weniger Bücher als Prospekte; die darin angekündigten Herrlichkeiten sind zum Teil heute noch nicht erschienen! Wo immer ich jetzt einem Pro-

spekt begegne, der unter der Spitzmarke «In Vorbereitung befinden sich» ein gewaltiges Bücherprogramm entwickelt, schmunzle ich in mich hinein.

Ich muß annehmen, daß die Empfänger meiner Prospekte damals schon geschmun-

Ich richtete daraufhin das Hauptaugenmerk auf den Buchhandel. Ihm gedachte ich durch Anzeigen im Fachblatt beizukommen. Es war zu diesem Zwecke erforderlich, daß ich Mitglied des Börsenvereins der deutschen Buchhändler wurde. Durch Fürspra-



Felix Mendelssohn-Bartholdy: Aus einem Reisebrief (8. August 1831: Weißenburg im Simmental)

zelt haben. Zu Abertausenden gingen meine feurigen Drucksachen in die Welt. Aber die Welt blieb kalt. Großmutter, die ganze Familie, Freunde und Besucher halfen adressieren und kuvertieren, und Ernst pries allen das Falzen und Einlegen als eine den Geist entbindende und damit geradezu wohltätige häusliche Einrichtung. Nur daß sie leider keinen angemessenen Erfolg zeitigte. Der Bestellungseingang blieb ausgesprochen dürftig, besonders von privater Seite, von der wir uns (Adressenkategorie «Villenbesitzer» oder «Beamte mit höherem Einkommen») das meiste versprochen hatten.

che der mir heiter wohlgesinnten Verleger Kampmann und Schnabel wurde ich gleichzeitig Mitglied des noch exklusiveren Deutschen Verlegervereins. Nun konnte ich als Kollege zu Kollegen für meine Verlagswerke werben und tat dies mit überdimensionalen und daher sehr kostspieligen Inseraten. Ich beschickte Ausstellungen, besuchte sogar die Leipziger Messe, prämierte Heimeran-Sonderfenster, lieferte Schaufensterfiguren, den Bücherboy in Holz, den Bücherheiligen in Gips und die Heimerangruppe, von Freundin Jella liebevoll aus Stoffresten angefertigt.

Trotz allen Eifers kam ich nur selten auf meine Spesen. Es mußte dem Buchhandel ein Geheimnis innewohnen, das mir bisher verschlossen geblieben war...

Damals begann ich Vorlesungen an der Münchener Universität zu besuchen.

Verlagstechnisch war für mich nur in einem besonders schlecht besuchten Kolleg, dem über Bibliographie, etwas zu holen.

Daher hatte ich es mir im übrigen mit den ersten Semestern recht leicht gemacht. Da ich aber nach dem Dokortitel strebte, in diesem Falle weniger aus Titelsucht, als in der Erkenntnis, daß man als Herr Doktor leichter ins Gespräch gezogen werden kann, als mit einem schwerzubehaltenden Namen, und überhaupt, weil der Dokortitel, wie Hofmiller sagt, einem Regenschirm gleicht,

Die nebenstehende Farbbeilage:

EINE UNVERWELKLICHE ROSE AUS DEM HEIMERAN-VERLAG

Sie steht nebst drei anderen in dem kürzlich erschienenen Buch «Rose, Königin der Gärten» von Friedrich Schnack und wurde Carl Gottlieb Roessigs Werk «Die Rose, nach der Natur gezeichnet und koloriert» entnommen, das in Leipzig 1802–20 herauskam und in zwei Bänden 60 Tafeln enthält. Roessig war daselbst Professor des Natur- und Völkerrechts sowie land- und gartenwissenschaftlicher Schriftsteller.

Friedrich Schnack, neben Wilhelm Lehmann und nach Carossas Tod wohl der größte Freund der Natur unter den heutigen Dichtern Deutschlands, bewältigt die unerschöpfliche Fülle seines Gegenstandes mit liebevoller Sachkenntnis. Er folgt der Spur der Rose durch die Zeiten und Völker vom Rosenkult der alten Perser, vom antiken Mythos und der mittelalterlichen Legende bis zu jenem «tausendjährigen Rosenstock» in Hildesheim, der heute noch weitergrünt, obwohl 1945 neben ihm der bombardierte Dom in Flammen aufgegangen war. Der Mittelteil des Buches handelt von subtilen Künsten der Rosenpflege, von der Pflanz-erde, dem Schnitt, dem Okulieren usw.; Federzeichnungen von Irmgard Zacharias kommen dem Wort zu Hilfe, und schließlich ist noch von den Rosensorten die Rede, nicht ohne berechtigte Warnung, die edelste der

Blumen zum gärtnerischen Sensationsobjekt zu erniedrigen:

«Manche dieser modernen Züchtungen, insbesondere die zwei- und mehrfarbigen, wirken fast ordinär. Aphrodite hat sich grell geschminkt, ihre Farben muten brennend-kalt an. Ihre Indanthrentönungen scheinen aus der Retorte zu stammen. Wie fern sind sie doch jenen Ur- und Grundtönen der Rosenmelodie: dem zärtlichen Rosa, dem milden Purpursamt! Rosenwidrig sind das derb aufgetragene Karmin, die oft so sehr überzogene Lachsrot, die Lack- und Lippenstiftfarben. Sicherlich sind sie leucht-kräftig. Aber sie sind laut. Und doch wirkt ihr Blütenstoff vielfach stumpf, wie Filz oder Papier. Man rühmt ihre Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten und Frost, lobt ihre Wüchsigkeit, den Blütenreichtum, die gute Belaubung und auch den verbesserten Duft – in jeder Weise sind es perfektionierte Rosen; dennoch lieben wir sie nicht. Sie sind ohne Charme. Sie ergreifen nicht, man geht fremd an ihnen vorüber und sucht eine jener Rosen, die liebevoll erquickend sind, mädchenhaft zärtlich, frauenhaft mild – ohne Starallüren».

Wir danken dem Heimeran-Verlag, der uns großzügig das nebenstehende Rosenbild überließ.